



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Heinrich Heine

Keiter, Heinrich

Köln, 1891

II. Der zweite Band (1827).

urn:nbn:de:hbz:466:1-15159

vergrößern suchte. Er fragte in den Hamburger Buchhandlungen nach „Heine's Büchern“ ¹⁾ und bat seine Gesinnungsgenossen, für ihn in die Trompete zu stoßen, da ihm bei seiner fatalen Stellung — seinen Verwandten gegenüber, die ihn lieber in einer bürgerlichen Stellung, als auf der Litteraturstraße gesehen hätten — günstige öffentliche Urtheile sehr erwünscht seien. Anerkennende Besprechungen erschienen denn auch, doch bewahrten sie, wohl mit Rücksicht auf die herrschende Strömung, eine gewisse Zurückhaltung; selbst Freund Immermann hielt diese Vorsicht für nothwendig. Auch scharfe Angriffe erfolgten in der Presse, und weite Kreise des Publicums verhielten sich ablehnend. Fanny Lewald hörte sagen ²⁾: „Bleibt mir mit den Schmutzbüchern, mit den Commis-voyageur-Wizen vom Halse“, und sie berichtet, daß den Reisebildern die Aufmerksamkeit nicht so sehr zugewendet gewesen sei. Der Band erschien auch erst 1830 in zweiter Auflage, obgleich das in einigen Städten erfolgte Verbot Reclame für ihn machte. In Berliner Blättern erschienen bissige Epigramme gegen den Verfasser, persönliche Angriffe blieben nicht aus, und verfestigten Heine in den ganz ungerechtfertigten Glauben, daß das deutsche Volk augenblicklich nichts Besseres zu thun habe, als sich mit seinen Reisebildern zu beschäftigen.

II.

Der zweite Band. 1827.

Heine reiste im Juli 1826 nach Norderney, wo er einen großen Theil der zweiten und dritten Abtheilung der Nordseebilder ausarbeitete und, seinen Briefen zufolge, mit schönen und vornehmen Frauen verkehrte. Als er im September in die engen Verhältnisse Lüneburg's zurückkehrte, stieg wieder die Sehnsucht nach Paris in ihm auf. Aber zunächst mußte er daran denken, seine Bedürfnisse durch eine rege Schriftstellerei zu befriedigen; auch hatte er die Hoffnung auf Theresen's Hand noch nicht aufgegeben, und er schmeichelte sich mit dem Gedanken, daß ein außerordentliches litterarisches Werk ihm die Verwandten doch noch günstig stimmen werde ³⁾. So lebte er denn ziemlich zurückgezogen und arbeitete an dem zweiten Bande seiner Reisebilder, der viel Lärm verursachen (14/X. 26) und das wunderbarste und interessanteste Buch dieser Zeit werden sollte (6/X. 26). Er schlug aber, um unerhörtes Aufsehen erregen zu können, einen — gelinde gesagt — eigenthümlichen Weg ein. Am 24. October 1826 schrieb er Barnhagen, die Reisebilder seien eine bequeme Form, in welcher er alles unterbringen könne, was er wolle. „Haben Sie daher in dieser Hinsicht irgend einen besondern

¹⁾ Gubitz II. — ²⁾ Westermann, Bd. 61, S. 122. — ³⁾ Elfter I, S. 47.

Wunsch, wünschen Sie eine bestimmte Sache ausgesprochen zu sehen, oder irgend einen unserer Intimen gezeigelt zu sehen, so sagen Sie es mir, oder, was noch besser ist, schreiben Sie selber in meinem Stil die Lappen, die ich meinem Buche einflücken soll, und Sie können sich auf meine heilige Discretion verlassen. . . . Wollen Sie in meine Reisebilder ganze Stücke, die zeitgemäß sind, hineingeben, oder wollen Sie mir bloß die Proscriptionsliste schicken — ich stehe ganz zu Ihrem Befehl.“ Der Vorschlag ist völlig ernst gemeint, denn er wiederholt ihn bei einer andern Gelegenheit (am 19. October 1827), aber beide Male ohne Erfolg.

Am 15. Januar 1827 reiste Heine nach Hamburg, um den Druck des Buches zu überwachen, welches im April die Presse verließ. Es enthielt den bereits besprochenen zweiten Cyclus der Nordsee-Gedichte, einen größern prosaischen Aufsatz über die Nordsee, sowie die „Ideen, das Buch Le Grand“.

Heine's religiöse und politische Weltansicht, welche er bisher nur in verschwommenen Grundlinien angedeutet hatte, tritt uns hier bestimmter entgegen. Er nennt die Herrschaft der römischen Kirche im Mittelalter, welche indessen nach seinem eigenen Geständniß — da kommt der Romantiker zum Vorschein — viel ruhiges Glück mit sich brachte, eine Unterjochung schlimmster Art. Rom habe wie eine Riesenspinne die lateinische Welt mit einem unendlichen Gewebe überziehen wollen. „Die Tage der Geistesknechtschaft,“ fährt er, nun der Schüler Voltaire's, fort, „sind vorüber; altersschwach, zwischen den gebrochenen Pfeilern ihres Colisäums sitzt die alte Kreuzspinne und spinnst noch immer das alte Gewebe; aber es ist matt und morsch, und es verfangen sich darin nur Schmetterlinge und Fledermäuse, und nicht mehr die Steinadler des Nordens“ (III, S. 92, 93). Das Christenthum bezeichnet er, wie auch die Wechsel, als eine Erfindung der Juden (III, S. 169). Er sehnt sich nach dem lustigen, nackten griechischen Göttergesindel und meint, wir hätten vielleicht nicht viel Vortheil von unserer neurömischen Dreigötterei oder gar von dem jüdischen Eingöthenthum (S. 153). Dem Löwenwirth zu Bologna will er fünf Thaler geben, wenn er, Heine, nur das „unglückselige“ Wort „Religion“ in diesem Leben nicht mehr zu hören brauche (S. 154). Damit verbinden sich blasphemische Vergleiche, welche ihr Vorbild in Brentano's „Godwi“ finden.

Die französische Revolution ist ihm ein guter Gedanke in dem schaffenden Gottestraum (S. 136). Mit Behagen malt er aus, wie er mit einer ganzen „aristokratischen Menagerie“ und andern vornehmen „Domestiken“ an einer Tafel sitzt, wie man ihn mit den Speisen übergeht, so daß er vor Langeweile den rothen Guillotinenmarsch auf dem Tische trommelt. Aber „diese Leute,“ fügt er hinzu, „lassen sich im Essen nicht

stören und wissen nicht, daß andere Leute, wenn sie nichts zu essen haben, plötzlich anfangen zu trommeln, und zwar ganz curiose Märsche, die man längst vergessen glaubte" (S. 156). Das ist zutreffend für den vierten Stand; aber ein Bourgeois=Revolutionair, als welchen Heine mit seiner „Constitutions=Gefinnung“ (S. 157) sich darstellt, hat den Hunger nicht nöthig, um einen Sturm auf die Bastille zu versuchen.

Die Riesengestalt Napoleon's begeistert Heine zu einem Hymnus, wie er dem corsischen Eroberer selbst von Manzoni nicht gesungen worden, und dem Hymnus auf den Unterdrücker Deutschlands ließ er die giftigsten Spottlieder auf sein Vaterland folgen. Er schildert, wie der Tambour Le Grand ihm durch Trommeln politische Begriffe und große Weltbegebenheiten klar zu machen sucht: „Er wollte mir 'mal das Wort l'Allemagne erklären, und er trommelte jene allzu einfache Urmelodie, die man oft an Markttagen bei tanzenden Hunden hört, nämlich: dum — dum — dum. Ich ärgerte mich, aber ich verstand ihn doch“ (S. 155). Dasselbe „dum — dum — dum“ wiederholt sich bei der trommelnden Schilderung der Schlacht von Jena (S. 158). Der Spott trifft Deutschland und Preußen; auf letzteres zielt er noch an andern Stellen, so besonders in der ausgezeichneten Schilderung, wie seine Vaterstadt Düsseldorf preußisch wird (S. 162).

Ueber den dritten Theil der „Nordseebilder“, der neben sehr frivolen Aeußerungen vortreffliche Gedanken enthält, können wir hinweg gehen. Das „Buch Le Grand“ aber fesselt unsere Aufmerksamkeit in hervorragender Weise; es ist, obgleich durchaus kein einheitliches Kunstwerk, die bedeutendste Profaschöpfung Heine's und eine Zierde unserer Litteratur. Der blendende Witz, der anheimelnde Humor, die Originalität des Dichters, sein reicher Geist, der hohe Flug seiner Phantasie, seine plastische Darstellungskraft treten in schönster Beleuchtung hervor, und wir dürfen uns ihrer um so mehr erfreuen, als nur selten ein frivoler Witz uns den ruhigen Genuß vergällt.

Das „Buch Le Grand“ erscheint bei oberflächlicher Lectüre als eine Galerie systemlos durcheinander gehängter Gemälde: Hier Historie, dort Genre, rechts Landschaft, links Stillleben, vor uns der Prometheusfelsen des Welt Schmerzes, hinter uns der Carneval des Witzes; aber bei genauerer Prüfung findet man, daß trotz aller Gegensätze die Bilder Gruppen bilden: die zwanzig Capitel lassen sich völlig zwanglos in vier Abtheilungen von je fünf Capiteln zerlegen.

In der ersten wirkt der Dichter, in der Maske des Grafen vom Ganges, einen Blick auf die Leiden, welche er durch die Härte der Geliebten erlitten (I, II); er wurde aber zu neuem Leben erweckt, als er Madame, der er das alles erzählt, erblickte; er freut sich wieder in bac-

chantischer Trunkenheit des schönen Daseins (III), gedenkt wehmüthig des Tages, wo er alt geworden sein wird (IV), und endet den schönen Traum mit der Erklärung, daß er nicht der Graf vom Ganges sei (V).

Die zweite Abtheilung ist Erinnerungen aus seiner Düsseldorfer Jugendzeit gewidmet. Er schildert die Abreise des entthronten Kurfürsten (VI), die Ankunft der Franzosen mit dem Tambour Le Grand (VII), den Einzug Napoleon's (VIII); er widmet dem Ende des Kaisers melancholische und dessen Feinden haßerfüllte Worte (IX), und schließt mit der Schilderung, wie Düsseldorf wieder preussisch wird, die französischen Soldaten armselig aus Rußland wiederkehren und Le Grand verzweiflungsvoll seinen jungen Freund bittet, die Trommel zu zerstechen (X).

Die dritte Abtheilung ist rein humoristisch-satyrisch, ein prächtiges Feuerwerk der seltsamsten Einfälle, während die letzte wieder an die erste anschließt und von des Dichters weitem Liebesabenteuern erzählt.

Die zweite Abtheilung allein hat einen concreten und in sich zusammenhängenden Inhalt. Sie ist das Lied von Napoleon's Glück und Ende, wie es in den Jugend-Erinnerungen des Dichters in frohlockenden und wehklagenden Melodien wiederklingt. Idyllisch beginnt die in einer Kleinstadt spielende Erzählung, um sich unmerklich zu tragischer Bedeutung und in das Welthistorische zu erheben. Wohl selten ist das Schicksal eines mächtigen, wie ein glänzendes Meteor emporsteigenden Eroberers einfacher und gleichzeitig ergreifender geschildert worden. Held der Erzählung ist nicht Napoleon selbst, sondern der Tambour Le Grand; jener geht nur an der Scene vorüber, dieser spielt mit; er ist die Verkörperung des siegenden und untergehenden Franzosenthums, des freiheitlichen und des despotischen Gedankens zugleich, wie er in dem aus der Revolution geborenen Kaiser verborgen liegt. In begeisterten Klängen ertönt das Lob der Principien von 1789, des Siegers von Jena, der großen Nation; wehmüthig tönt es aus, als die „Waisenkinde des Ruhms“ aus Rußland heimkehren, elende, verlumpte Gestalten, und als der Dichter, des Tambours leise Bitte verstehend, dessen redegewaltige Trommel zersticht. Die Gestalt Napoleon's ist mit hinreißender Wärme und Begeisterung vorgeführt; Heine hat in des „großen Kaisers“ Portrait hineingelegt, was Lenbach's Portraits vor allen andern auszeichnet: die Seele des Mannes und seine welthistorische Stellung. Den Hintergrund aber bilden die wechselvollen Schicksale einer kleinen Stadt, welche in wenigen Jahren drei Mal ihren Herrn wechselte. Hier am Rhein, bei Düsseldorf, spiegeln sich die Wandlungen wieder, welche ein großer Theil des deutschen Vaterlandes durchzumachen hatte; an einem unbedeutenden Küstenort des Oceans der Weltgeschichte empfinden wir den Wellenschlag einer großen Zeit; wir sehen den Kurfürsten seine Stadt verlassen, die Fran-

zosen einrücken und gehen und die Preußen kommen; wir sehen, wie sich mit jedem neuen Herrn die Scene verwandelt, wie aus den dem Kurfürsten nachweïnenden Unterthanen die wärmsten Freunde der Franzosen werden, und wie diese wieder sich wunderbar schnell in die preussische Langeweile fügen, als endlich der Friede einkehrt. Das sind fein entworfene Federzeichnungen, dem Leben abgelauscht und immer auf der Höhe der Kunst sich haltend. Die Gestalten treten plastisch hervor, auch jene, welche nur als Staffage dienen, jene originellen Straßenfiguren, die keiner Stadt fehlen: der Schneider Kilian, der tolle Morysius, der verstoffene Gumperg, der kleine Baron usw.

Auf gleicher Höhe halten sich die Erzählungen aus des Dichters Liebesleben in der ersten und namentlich der vierten Abtheilung; Geschichten, so zart empfunden, so anmuthig geschildert und so rein zugleich, daß man sich ihres Reizes nicht erwehren kann, obgleich sie oft genug in's Sentimentale übergehen.

Damit wären wir eigentlich an der Grenze der Analyse angekommen. Denn wer wollte zergliedern, was sich nicht fassen läßt? Wer wollte das glänzende Mosaikbild, in welchem die Linien so kraus durcheinanderlaufen, bei welchem man nicht weiß, was man bewundern soll, die kecke, phantasievolle Zeichnung oder das blendende Colorit; wo der tiefste Ernst plötzlich in den lustigen Reigen des Wizes und der Satire springt — wer wollte das Bild in seine Einzelheiten zerlegen? Und wenn wir die Strahlen des Humors und der Phantasie, wie sie in der ersten und dritten Abtheilung schillern, durch das Prisma fallen lassen, so finden wir wohl ihre einzelnen Bestandtheile, verzichten damit aber auf den Glanz, welchen nur das Ganze verbreiten kann. Seine Schilderungen von Himmel und Hölle (S. 132)¹⁾, seine gegen die frömmelnden Schriftsteller gerichteten Witzsalven (S. 175) sind frivol, aber formell ausgezeichnet; seine ironische Charakteristik der Citatengelehrten (S. 171, 172) ist ein kleines Meisterstück, und die Schilderung seiner Schuljahre (S. 150) wird Jedem erfreuen, der Aehnliches hat durchmachen müssen. Die Krone von allem aber ist die in derber Holzschnittmanier durchgeführte, höchst ergötzliche Portraitirung der Narren (S. 178), mit denen der „Herr“ ihn zum Nutzen seiner Schriftstellerei gesegnet.

Einen ausgezeichneten, wirkungsvollen Gegensatz zu den Harlekins-
sprüngen des übermüthigen Humors und eines stets das Richtige treffen-

¹⁾ Hier war Blumauer mit dem sechsten Gesang der travestirten „Aeneis“ das Vorbild Heine's. Hier wie dort ist die Hölle eine Küche; bei Blumauer laufen im Himmel gebratene Fasanen, bei Heine gebratene Gänse herum; bei Blumauer stehen die gespikten Hasen, sie zu transhiren, bei Heine fühlen sich die Gänse geschmeichelt, wenn man sie verzehrt. Torten wachsen, Champagner fließt bei Beiden, und Beide fangen mit der Schilderung der culinairischen Genüsse des Paradieses an.

den Witzes bilden die Nüchternmittwochs-Gedanken über das Alter (S. 138), das Ende Napoleon's (S. 160), und die Weltgeschichte überhaupt (S. 166), welche einem Philosophen zur Ehre gereichen würden.

Ein weiteres Element des „Buches Le Grand“ bildet eine echt romantische Phantastik, die gern in die Lieblingsommerfrische der Romantik, nach Indien, hinüberschweift. Er sucht alle Farben, die er auf seiner Palette hat, zusammen, um den heiligen blauen Ganges und seine Ufer zu malen; er entwirft reizende Bilder, aber oft taucht er den Pinsel, statt ihn über das Farben-Mäpfchen zu streichen, in den Farben-topf und gibt so seiner Zeichnung ein Colorit, dessen schreiende Töne uns beleidigen.

Stilistisch bedeutet das „Buch Le Grand“ einen großen Fortschritt gegen die „Harzreise“. Mit Jean Paul'schem Schwung vereinigt sich der Witz Brentano's und die nur Heine eigenthümliche plastische Darstellungsgabe, um eine neue Art des Prosaftils hervorzubringen. Dicht neben einander liegen die verschiedenartigsten Elemente: zartes Gefühl und scharfer Witz, hochfliegende Phantasie und kalt berechnender Verstand. Die Bilder und Gleichnisse sind zahlreich und immer glücklich gewählt; manche überraschen durch ihre Neuheit und originelle Zusammenstellung. Die Perioden sind fest gegliedert und von seltenem Wohlklang. In der Wahl der Adjectiva ist Heine wiederum sehr glücklich; nur häuft er deren manchmal zu viel in einem einzigen Satz und verkehrt die Schönheit seines Stils dadurch in Schwulst.

Heine glaubte (Brief an Barnhagen, 1. Mai 1827), in den politischen Bemerkungen des „Buches Le Grand“ etwas Außerordentliches geleistet zu haben und bildete sich auf die Staatsgefährlichkeit seiner Ideen nicht wenig ein. Höchst wahrscheinlich nur, um etwaigen Verfolgungen zu entgehen, vielleicht aber auch, um das politische Leben Englands kennen zu lernen, reiste er Mitte April 1827, gleich nach Erscheinen des Buches, nach London ab. Von dort aus schrieb er am 9. Juni 1827 an Moser, daß er durch das „Buch Le Grand“ eine weit hin schallende Stimme erhalten habe und daß Moser sie noch oft hören solle, donnernd gegen Gedankenscherzen und Unterdrücker heiligster Rechte. Bis dahin hatte Heine noch nicht kundgegeben, welche Rechte er als die heiligsten angesehen wissen wollte; seine flachen Schimpfereien gegen Junker und Pfaffen wird man doch nicht dahin rechnen können. Inzwischen sorgte er, was er niemals vergaß, auch von England aus dafür, daß sein Name in den Zeitungen oft genannt werde, wo möglich im politischen Theile.

Was er in London gesehen, werden wir später aus seiner Schrift „Englische Zustände“ erfahren. Er beobachtete vieles, aber einen großen

Theil seiner Zeit brachte er im Verkehr mit schönen Weibern — das Beiwort „schön“ rührt von Heine her — und in Londoner Theatern zu. „Wenn ich,“ schreibt er am 9. Juni 1827 an Moser, „lebendig aus England herauskomme, so sind die Weiber nicht schuld daran. Sie thun das Ihrige.“ In Barmhagen schrieb er am 19. October 1827, er habe in London bis an den Hals in Abenteuern gesteckt. Er konnte es, denn er hatte sich durch einen Vertrauensbruch eine bedeutende Summe Geld verschafft. Sein Onkel Salomon hatte ihm einen Creditbrief von 400 Pfund Sterling auf das Haus Rothschild mitgegeben, welchen er nicht versilbern, sondern nur zur Renommage benutzen sollte. Der Neffe dachte anders. Sofort nach seiner Ankunft in London ließ er sich von Rothschild die Summe auszahlen, trug seine alten Schulden ab, legte einen Kriegsschatz von 800 Thalern bei Barmhagen nieder und brachte in drei Monaten 1400 Thaler durch. Unter diesen Umständen war die geistige Ausbeute des dreimonatlichen Aufenthalts in der politisch so reich bewegten Metropole Englands eine nur geringe. Er brachte aber einen ingrimmigen Haß gegen alles Englische und die Engländer nach Hause zurück.

Am 8. August reiste Heine von London ab, ging über Holland zum dritten Male nach Vorderney und dann nach Wangeroge. Von dort aus kam er Ende September nach Hamburg und verhandelte mit Campe über eine Gesamt-Ausgabe seiner Gedichte, welche den Titel: „Buch der Lieder“ führen sollte. Campe zögerte lange, — was ganz für unsere Auffassung des damals noch beschränkten Ruhmes Heine's spricht — bis er sich endlich entschloß, dem Dichter gegen Uebertragung aller Rechte über ein früher gegebenes Darlehen von 50 Louisd'or zu quittiren.

Im October 1827 erschien die erste Auflage in 5000 Exemplaren; 1837 die zweite, 1839 die dritte, und von da an alle zwei bis drei Jahre eine neue. Die Ausgabe sollte durch Weglassung besonders anstößiger Gedichte eine „tugendhafte“ werden; indessen ist in dem Liedergarten noch so viel häßliches Unkraut stehen geblieben, daß eine gründliche Reinigung viele kahle Stellen hervorrufen würde.

In der Presse fand das „Buch der Lieder“ nicht die rechte Beachtung; die meisten Kritiker hatten an den Gedichten sogar wesentliche Ausstellungen zu machen. Erst nach und nach verschafften Heine's spätere Schriften, welche nicht zu seinen Gunsten die allgemeine Aufmerksamkeit auf ihn lenkten, sowie die Composition vieler Lieder durch Mendelssohn, Schubert und Löwe ihnen ein Publicum, während die Reisebilder schon früher eine neue Auflage erlebten. Goethe äußerte sich mißfällig über die Gedichte, von denen später manche den seinen an die Seite ge-

stellt werden sollten. Heine, der nie ein warmer Verehrer des Alten von Weimar gewesen war, meint in einem Briefe an Moser vom 30. October 1827: „daß ich dem Aristokratenknecht Goethe mißfalle, ist natürlich. Sein Tadel ist ehrend, seitdem er alles Schwächliche lobt“. In rührender Bescheidenheit fügt er hinzu: „Er fürchtet die heranwachsenden Titanen. Er ist jetzt ein schwacher abgelebter Gott, den es verdrießt, daß er nichts mehr erschaffen kann.“ Und an Barnhagen schreibt er am 30. October 1827 in allerdings richtigem Vorgefühl: „Er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen Heinrich Heine.“

Sein starkes Selbstbewußtsein ließ ihn sogar noch auf eine Anstellung in Berlin hoffen. Als er sich in seinen Erwartungen getäuscht sah, ging er mit Cotta Verhandlungen wegen Eintritts in die Redaction der Münchener „Politischen Annalen“ ein, und im October entschloß er sich, Cotta's Anerbieten für Januar 1828 anzunehmen. Wieder machte er (19. October 1827) Barnhagen denselben häßlichen Vorschlag, gegen Intime vorzugehen; wieder ohne Erfolg. Ende October reiste er über Göttingen und Cassel — wo er die Brüder Grimm besuchte — nach Frankfurt; hier verkehrte er freundschaftlich mit Börne, der in Heine einen, wenn auch nicht genügend ernstern Bundesgenossen im Kampfe gegen Reaction und Goethe sah. Ende November traf er in München ein.

III.

München. Die italienische Reise. 1828.

Heine hatte sich für seine Stellung in München nur auf sechs Monate verpflichtet, weil er zunächst Land und Leute kennen lernen und erfahren wollte, ob das Klima seiner Gesundheit zuträglich sei. Die Redaction der „Annalen“ führte er gemeinschaftlich mit Dr. Friedr. Ludw. Lindner; außerdem arbeitete er für die Zeitschriften „Das Ausland“ und „Morgenblatt“, wofür ihm Cotta, der nicht knauserig war und vorerst Heine's Entzücken erregte, bis Juli 1828 hundert Carolin (fast 2000 Mark) zahlte. Trotzdem stand es um Heine's Finanzen beständig schlecht.

Auch über sein körperliches Befinden hatte er anfänglich zu klagen; als er sich jedoch an das rauhe Klima gewöhnt hatte, lebte er auf und gab sich einem Dasein voll Anregung und Zerstreuung rückhaltlos hin. München, über dessen Seichtheit und Kleingeisterei er sich am 1. April 1828 bei Barnhagen beschwerte, gefiel ihm bald so gut, daß er noch im